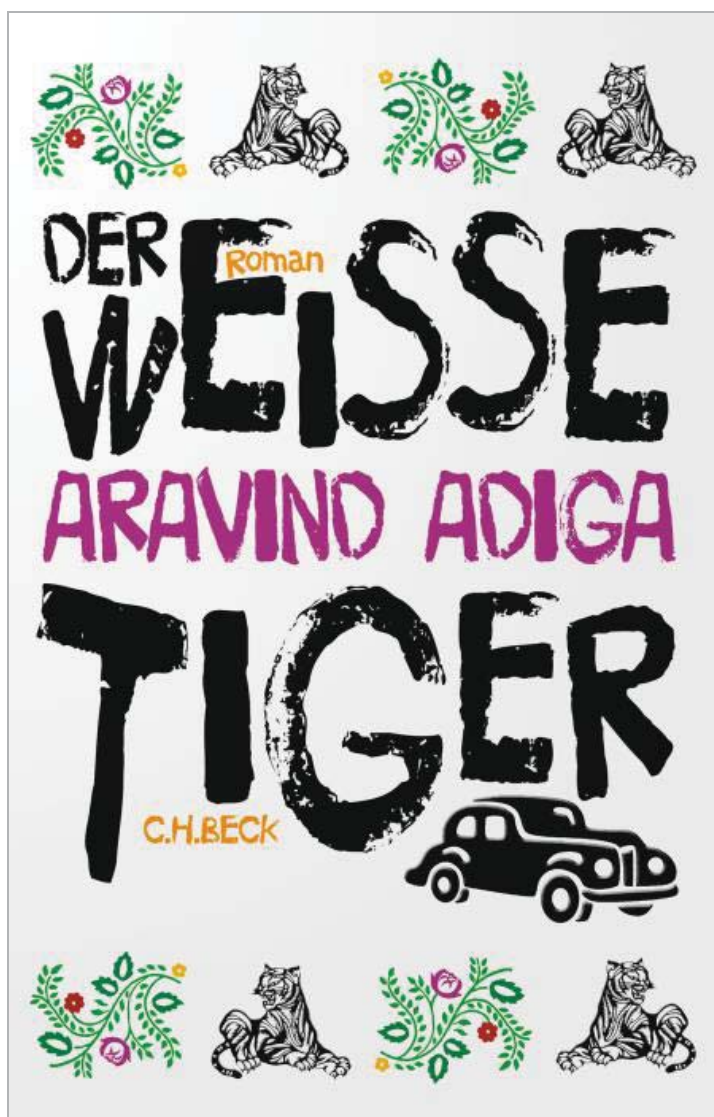


Unverkäufliche Leseprobe



**Aravind Adiga**  
**Der weiße Tiger**

2021. 319 S.

ISBN 978-3-406-77406-5

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/32388699>

© Verlag C.H.Beck oHG, München  
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.  
Sie können gerne darauf verlinken.

Balram Halwai – der «weiße Tiger» – erzählt uns mit unwiderstehlichem Charisma die schreckliche und zugleich faszinierende Geschichte seines unwahrscheinlichen Aufstiegs und beleuchtet dabei schonungslos die Abgründe der modernen indischen Kastengesellschaft. Balram kommt aus einem armen Dorf im Herzen Indiens. Seine düsteren Zukunftsaussichten hellen sich auf, als er, der klügste Junge im Dorf, als Fahrer für den reichsten Mann am Ort engagiert wird und die Chance bekommt, für dessen Sohn in Delhi zu arbeiten. Hinter dem Steuer eines Honda City entdeckt Balram – und wir mit ihm – eine neue Welt. Balram sieht, wie seinesgleichen, die Diener, aber auch ihre reichen Herren mit ihrer Jagd nach Alkohol, Geld, Mädchen und Macht den Großen Hühnerkäfig der indischen Gesellschaft in Gang halten. Durch Balrams Augen sehen wir das Indien der Kakerlaken und Call Center, der Prostituierten und Gläubigen, der alten Traditionen und der Internetcafés, der Wasserbüffel und des mysteriösen «weißen Tigers». Im Verlauf von sieben Nächten und in der Form eines Briefes an den chinesischen Ministerpräsidenten erzählt uns Balram von seiner Flucht aus dem Hühnerkäfig, dem Sklavendasein – eine Flucht, die ohne List und Blutvergießen nicht möglich ist. Eine Geschichte voll sprühendem Witz, Spannung und fragwürdiger Moral, erzählt in einem unnachahmlichen Ton. Keine Saris, keine exotischen Düfte und Gewürze, keine Tabla-Musik und Maharadschas – dies ist das Indien von heute. Und mehr als das. In seiner Kritik am Sklavendasein ist es ein Angriff der dritten auf die erste Welt. Amoralisch und respektlos, anrührend und absolut zeitnah – «Der weiße Tiger» ist ein aufregender, provozierender Roman mit Kultstatus. Ein moderner Klassiker, dessen Verfilmung durch Ramin Bahrani zuletzt für großes Aufsehen gesorgt hat.

### **Aravind Adiga,**

geboren 1974 in Madras, wuchs zeitweise in Sydney, Australien, auf, studierte Englische Literatur an der Columbia University und am Magdalen College in Oxford. Er arbeitete als Korrespondent für die Zeitschrift *Time* und für die *Financial Times*. Er lebt in Mumbai, Indien. «Der weiße Tiger» (2008) gewann den Booker Prize und erschien in fast 40 Ländern. Bei C.H.Beck erschienen außerdem der Erzählzyklus «Zwischen den Attentaten» (2009) sowie die Romane «Letzter Mann im Turm» (2011), «Golden Boy» (2016) und «Amnestie» (2020).

### **Ingo Herzke,**

geboren 1966, lebt in Hamburg und übersetzt seit 1999 Literatur aus dem Englischen, vor allem die Werke von A.L. Kennedy, aber auch viele amerikanische Autoren, unter anderem Rick Moody. Für C.H.Beck übersetzte er u. a. Joseph Coulson «Abnehmender Mond» (2005) und Paula Fox «Der kälteste Winter» (2006).

Aravind Adiga

---

**DER WEISSE TIGER**

---

Roman

Aus dem Englischen  
von Ingo Herzke

C. H. Beck

Die ersten 14 Auflagen des Buches erschienen von 2008 bis 2020  
in gebundener Form im Verlag C.H.Beck.

1. Auflage in der Taschenbuchausgabe beim Verlag C. H. Beck, 2021.

Titel der Originalausgabe: «The White Tiger»

erschienen bei Free Press, New York, 2008

© 2008 by Aravind Adiga

Für die deutsche Ausgabe:

© Verlag C. H. Beck oHG, München 2008

[www.beck.de](http://www.beck.de)

Gesetzt aus der Apollo MT bei Fotosatz Amann

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 77406 5



klimaneutral produziert

[www.chbeck.de/nachhaltig](http://www.chbeck.de/nachhaltig)

FÜR RAMIN BAHRANI

---

## DIE ERSTE NACHT

---

*Zu Händen von:*

SEINE EXZELLENZ WEN JIABAO  
BÜRO DES MINISTERPRÄSIDENTEN  
PEKING  
HAUPTSTADT DER FREIHEITSLIEBENDEN NATION CHINA

*Gesandt von:*

«DER WEISSE TIGER»  
EIN DENKER  
UND UNTERNEHMER  
WOHNHAFT IN DER WELTHAUPTSTADT VON  
COMPUTERTECHNOLOGIE UND OUTSOURCING,  
ELECTRONICS CITY PHASE 1  
(DICHT BEI DER HOSUR MAIN ROAD)  
BANGALORE  
INDIEN

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident,

weder Sie noch ich sprechen Englisch, aber manche Dinge kann man nur auf Englisch sagen.

Die Exfrau meines verstorbenen Ex-Arbeitgebers Mr Ashok, Pinky Madam, hat mir eines dieser Dinge beigebracht; und als die Sprecherin des *All India Radio* heute Abend um 23 Uhr 32, also vor etwa zehn Minuten, verkündete: «Ministerpräsident Wen Jiabao besucht nächste Woche Bangalore», da sagte ich es sofort.

Das sage ich übrigens jedes Mal, wenn Große Männer wie Sie unser Land besuchen. Nicht dass ich irgendwas gegen Große Männer hätte. In gewisser Weise betrachte ich mich als einen

von Ihnen, Sir. Wenn ich allerdings unseren Premierminister mit seiner hochrangigen Gefolgschaft in schwarzen Autos zum Flughafen fahren sehe, wenn sie aussteigen und vor Ihnen und den wartenden Fernsehkameras die Hände zusammenlegen, sich verbeugen und Ihnen versichern, wie heilig und moralisch Indien ist; wenn solche Szenen im Fernsehen gezeigt werden, Sir, dann muss ich einfach diesen englischen Ausdruck sagen.

Sie besuchen uns doch diese Woche, oder, Exzellenz? Normalerweise kann man sich in solchen Dingen auf *All India Radio* verlassen.

Das war ein Witz, Sir.

Ha!

Darum möchte ich Sie direkt fragen, ob Sie wirklich nach Bangalore kommen. Wenn ja, habe ich Ihnen nämlich etwas Wichtiges mitzuteilen. Die Radiosprecherin sagte: «Wen Jiabao hat eine Mission: Er will die Wahrheit über Bangalore erfahren.»

Mir gefror das Blut in den Adern. Denn wenn jemand die Wahrheit über Bangalore kennt, dann ich.

Dann fuhr sie fort: «Mr Jiabao hat den Wunsch geäußert, indische Unternehmer zu treffen und ihre Erfolgsgeschichten in ihren eigenen Worten zu hören.»

Dann erklärte sie das kurz. Offenbar sind Sie in China uns in jeder Hinsicht weit voraus, abgesehen von der Tatsache, dass Sie keine Unternehmer haben. Wohingegen unsere Nation zwar weder über Straßen noch über Trinkwasser, Strom, Kanalisation, öffentlichen Verkehr, einen Sinn für Hygiene, Disziplin, Höflichkeit oder Pünktlichkeit verfügt, aber über Tausende und Abertausende Unternehmer. Vor allem im Bereich Technologien. Diese Unternehmer – *wir* Unternehmer – haben Tausende von Outsourcing-Unternehmen gegründet, die inzwischen im Grunde ganz Amerika am Laufen halten.



Sie hoffen von uns zu lernen, wie man chinesische Unternehmer produziert, daher Ihr Besuch. Das fand ich gut. Aber dann fiel mir ein, wie das Protokoll eines Staatsbesuchs aussieht: Der Premierminister und der Außenminister dieses Landes werden Sie am Flughafen mit Girlanden empfangen, mit kleinen Gandhi-Statuen zum Mitnehmen und einer Informationsbroschüre über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Landes.

Und da, Sir, musste ich einfach jenen englischen Ausdruck benutzen.

Das war um 23 Uhr 37. Vor fünf Minuten.

Aber ich fluche und lästere nicht einfach bloß, ich bin ein Mann der Tat und der Veränderung. Ich beschloss, sofort und auf der Stelle einen Brief an Sie zu diktieren.

Erlauben Sie mir zunächst, von meiner großen Bewunderung für die altehrwürdige chinesische Nation zu sprechen.

Ich habe in einem Buch namens *Der Ferne Osten: Spannende Geschichten aus dem Reich der Mitte* über Ihre Vergangenheit gelesen, das ich auf dem Bürgersteig im alten Teil von Delhi gefunden habe, als ich noch durch den Besuch des sonntäglichen Bücherflohmarkts dort nach Erleuchtung trachtete. In dem Buch ging es hauptsächlich um Piraten und Goldschätze in Hongkong, aber es hielt auch nützliche Hintergrundinformationen über China bereit: Da hieß es, ihr Chinesen würdet die Freiheit lieben, die Freiheit des Landes und die individuelle Freiheit. Ihr habt euch den Briten widersetzt, als sie euch zu ihren Dienern machen wollten. Das bewundere ich, Herr Ministerpräsident.

Sie müssen wissen, ich war auch einmal Diener.

Nur drei Nationen haben sich nie von Fremden beherrschen lassen: China, Afghanistan und Abessinien. Das sind die einzigen drei Nationen, die ich bewundere.

Und wegen dieses Respekts vor der Freiheitsliebe des chine-

sischen Volkes und im Glauben daran, dass die Zukunft der Welt bei Menschen gelber und brauner Hautfarbe liegt, da unsere ehemaligen Herren, die Weißen, sich durch Sodomie, Handygebrauch und Drogenkonsum zugrunde gerichtet haben, biete ich ohne Gegenleistung an, Ihnen die Wahrheit über Bangalore zu präsentieren, Mr Jiabao.

Indem ich meine Lebensgeschichte erzähle.

Wenn Sie nämlich nach Bangalore kommen und an einer Ampel halten müssen, dann wird irgendein Junge zu Ihrem Auto gelaufen kommen, an Ihre Scheibe klopfen und einen sorgfältig in Folie verschweißten Raubdruck eines amerikanischen Buches hochhalten, das einen Titel trägt wie

#### DAS GEHEIMNIS GESCHÄFTLICHEN ERFOLGES

oder

#### GANZ LEICHT ZUM UNTERNEHMER IN SIEBEN TAGEN!

Verschwenden Sie Ihr Geld nicht auf diese amerikanischen Bücher, Herr Ministerpräsident. Die sind so von gestern.

Die Zukunft bin ich.

Ich habe vielleicht keine bemerkenswerte Schulbildung genossen. Um es deutlich zu sagen, habe ich keinen Abschluss. Na und? Ich kenne die Werke der vier größten Dichter aller Zeiten auswendig – Rumi, Iqbal, Mirza Ghalib und noch ein Vierter, dessen Name mir gerade nicht einfällt. Ich bin Autodidakt und Unternehmer.

Und das sind die Besten, glauben Sie mir.

Wenn Sie meine Geschichte gehört haben – wie ich nach Bangalore gekommen und dort einer der erfolgreichsten (wenn auch am wenigsten bekannten) Geschäftsleute geworden bin –, dann wissen Sie alles, was Sie über das Entstehen, Fördern und Ent-

wickeln von Unternehmergeist in diesem glorreichen 21. Jahrhundert des Menschengeschlechts wissen müssen.

Genauer gesagt, im Jahrhundert des *gelben* und *braunen* Mannes.

Ihres und meines.

Es ist jetzt kurz vor Mitternacht, Mr Jiabao. Für mich eine gute Zeit zum Reden.

Ich muss die ganze Nacht aufbleiben, Exzellenz. Und außer mir ist niemand in meinem 15-qm-Büro. Bloß ich und mein Kronleuchter, auch wenn der sozusagen Persönlichkeit hat. Ein riesiges Ding aus lauter diamantförmigen Glasstücken, wie man es in den Filmen der Siebziger immer zu sehen bekam. Es ist zwar nachts recht kühl in Bangalore, aber ich habe trotzdem einen ganz kleinen Ventilator – bloß fünf staubige Rotorblätter – direkt über den Kronleuchter gehängt. Wenn der sich nämlich dreht, dann zerhackt er das Licht vom Kronleuchter und wirft es durch den ganzen Raum. So wie die Discokugeln in den tollsten Discotheken Bangalores.

Wahrscheinlich ist dies das einzige 15-qm-Zimmer in der ganzen Stadt mit einem eigenen Kronleuchter. Aber es ist trotzdem bloß ein enges Loch, und ich muss die ganze Nacht darin verbringen.

Der Fluch des Unternehmers. Ständig muss er seine Geschäfte im Auge behalten.

Ich schalte jetzt also den kleinen Ventilator an, damit das Licht des Kronleuchters durchs Zimmer kreist.

Ich bin entspannt, Sir. Und ich hoffe, Sie auch.

Lassen Sie uns anfangen.

Aber vorher will ich noch sagen, was für ein englischer Ausdruck das ist, den ich von der Exfrau meines verstorbenen Exarbeitgebers Mr Ashok, Pinky Madam, gelernt habe:

*What a fucking joke.*

\*

Ich sehe mir inzwischen aus Prinzip keine Hindi-Filme mehr an, aber früher, als ich es noch getan habe, sah man vor dem Film immer entweder die Zahl 786 auf der schwarzen Leinwand flimmern – die Moslems glauben, diese magische Zahl symbolisiere ihren Gott – oder das Bild einer Frau im weißen Sari, die Goldmünzen vor ihre Füße regnen lässt – das ist die Hindugöttin Lakshmi.

In meinem Land ist es gute alte und ehrwürdige Tradition, eine Geschichte damit zu beginnen, dass man zu einer höheren Macht betet.

Ich glaube, dass auch ich so anfangen sollte, Exzellenz, indem ich irgendeinem Gott in den Arsch krieche.

Aber welchem? Die Auswahl ist so riesengroß.

Es ist nämlich so:

Die Moslems haben einen Gott.

Die Christen haben drei Götter.

Und wir Hindus haben sechsendreißig Millionen Götter.

Das macht zusammen 36 000 004 Götterärsche, in die ich kriechen könnte.

Nun gibt es ja Menschen, und damit meine ich nicht bloß Kommunisten wie Sie, sondern kluge Menschen aller politischen Parteien, die an die Existenz vieler dieser Götter nicht glauben. Manche glauben gar, dass *keiner* von ihnen existiert. Es gibt nur uns und um uns herum ein Meer der Finsternis. Ich bin weder Philosoph noch Dichter, woher soll ich die Wahrheit wissen? Es stimmt zwar, dass all diese Götter verdammt wenig arbeiten – ähnlich wie unsere Politiker –, und doch werden sie Jahr für Jahr wieder auf ihre goldenen Throne im Himmel gewählt. Das soll nicht heißen, dass ich sie nicht respektiere, Herr Ministerpräsident! Kommen Sie in Ihrem gelben Schädel ja nicht auf solch gotteslästerliche Ideen. In meinem Land zahlt es sich aus, wenn man sich nach allen Seiten absichert: Der indische Unter-

nehmer muss gleichzeitig ehrlich und hintertrieben, zynisch und gläubig, gerissen und aufrichtig sein.

Also schließe ich jetzt die Augen, lege die Hände zu einem ehrerbietigen *Namaste* zusammen und bitte die Götter, ihr Licht auf meine finstere Geschichte scheinen zu lassen.

Haben Sie ein wenig Geduld, Mr Jiabao. Das kann eine Weile dauern.

Wie schnell, glauben Sie, könnten Sie in 36 000 004 Ärsche kriechen?

\*

Fertig.

Ich habe die Augen wieder geöffnet.

23 Uhr 52 – und jetzt ist es wirklich Zeit anzufangen.

Vorher noch – wie auf den Zigarettenpackungen – ein Warnhinweis.

Eines Tages fuhr ich Mr Ashok und Pinky Madam in ihrem Honda City herum, als er mir die Hand auf die Schulter legte und sagte: «Fahr rechts ran.» Nach diesem Befehl beugte er sich so weit vor, dass ich sein Aftershave riechen konnte – ein köstlicher, fruchtiger Duft –, und sagte höflich wie immer: «Balram, ich möchte dir ein paar Fragen stellen, in Ordnung?»

«Ja, Sir», antwortete ich.

«Balram», fragte Mr Ashok, «wie viele Planeten gibt es am Himmel?»

Ich antwortete, so gut ich konnte.

«Balram, wie hieß der erste Premierminister Indiens?»

Dann: «Balram, was ist der Unterschied zwischen einem Hindu und einem Moslem?»

Dann: «Wie heißt unser Kontinent?»

Darauf lehnte Mr Ashok sich zurück und fragte Pinky Madam: «Hast du seine Antworten gehört?»

«Hat er Witze gemacht?», fragte sie, und mein Herz schlug schneller – wie immer, wenn sie etwas sagte.

«Nein. Er glaubt wirklich, das seien die richtigen Antworten.»

Als sie das hörte, kicherte sie; doch sein Gesicht, das ich im Rückspiegel sah, blieb ernst.

«Es ist nämlich so: Er hat vielleicht ... na, zwei, drei Jahre Schulbildung genossen. Also weiß er ein wenig, aber er versteht nicht viel. Er kann lesen und schreiben, aber begreift nicht, was er liest. Er ist irgendwie halb gar. Und ich sage dir, das Land ist voll mit solchen Leuten. Und solchen Figuren» – er zeigte auf mich – «vertrauen wir unsere herrliche parlamentarische Demokratie an. Das ist die wahre Tragödie dieses Landes.»

Er seufzte.

«Na gut, Balram, fahr weiter.»

Als ich an dem Abend im Bett unter meinem Moskitonetz lag, dachte ich über seine Worte nach. Er hatte recht, Sir – es hatte mir zwar nicht gefallen, was er über mich gesagt hatte, aber er hatte recht.

*Die Autobiografie eines halb garen Inders.* So sollte ich meine Lebensgeschichte nennen.

Wie ich sind Tausende in diesem Land halb gar, weil wir die Schule nicht abschließen durften. Wenn man uns den Schädel öffnen und mit der Taschenlampe hineinleuchten könnte, würde man eine eigenartige Sammlung finden: ein paar Sätze zur Geschichte oder Mathematik aus einem alten Schulbuch (glauben Sie mir, kein Junge erinnert sich besser an seine Schulbildung als einer, den man von der Schule genommen hat), ein paar Sätze zur Politik aus einer Zeitung, beim Warten auf einen Beamten vor dessen Büro gelesen, Dreiecke und Pyramiden von den Seiten alter Geometriebücher, in die jede Garküche des

Landes ihre Imbisse wickelt, ein paar Schnipsel Nachrichten aus dem *All India Radio*, Gedanken, die einem in der halben Stunde vorm Einschlafen ins Hirn fallen wie die Eidechsen von der Zimmerdecke, und dieses ganze Zeug, halb geformt, halb verdaut und halb richtig, lagert sich im Gehirn ab. Und dort vermischt es sich mit dem anderen halb fertigen Zeug, und diese ganzen halb fertigen Gedanken treiben es wahrscheinlich miteinander und zeugen so weitere Gedanken, und nach diesen richtet man sein Handeln und Leben aus.

Die Geschichte meiner Erziehung zeigt, wie man halb gare Menschen produziert.

Aber passen Sie gut auf, Mr Jiabao! Von zwölf Jahren Schule und drei Jahren Universität vollständig geformte Gestalten tragen Anzüge, treten in Unternehmen ein und nehmen ihr Leben lang von anderen Menschen Anweisungen entgegen.

Unternehmer hingegen wird man als halb gares Gericht.

\*

Für die wichtigsten grundlegenden Daten zu meiner Person – Herkunft, Größe, Gewicht, bekannte sexuelle Abartigkeiten etc. – gibt es keine bessere Quelle als dieses Plakat. Das Fahndungsplakat.

Ich muss zugeben, mich selbst als Bangalores unbekanntesten Unternehmer zu bezeichnen entsprach nicht ganz der Wahrheit. Vor ungefähr drei Jahren, als ich aufgrund einer unternehmerischen Tat für kurze Zeit landesweite Bedeutung erlangte, wurde ein Plakat über mich erstellt, das sich schließlich in jedem Postamt, Bahnhof und Polizeirevier des Landes fand. Sehr viele Menschen sahen damals mein Gesicht und meinen Namen. Das Originalplakat besitze ich nicht mehr, aber ich habe es auf meinen Laptop geladen – ein wirklich hübscher silberner Apple, den ich im Internet bei einem Händler aus Singapur ge-

kauft habe, arbeitet ganz wunderbar –, und wenn Sie eine Sekunde Geduld haben, dann öffne ich die Datei mit dem gescannten Plakat und lese direkt davon ab ...

Aber zunächst ein paar Worte über das Originalplakat. Ich war im Bahnhof von Hyderabad darauf gestoßen, zu der Zeit, als ich ohne Gepäck reiste – abgesehen von einer sehr schweren roten Tasche –, auf dem Rückweg von Delhi nach Bangalore. Ich hatte das Plakat also tatsächlich hier in meinem Büro, Mr Jiabao, in meiner Schreibtischschublade, und zwar ein ganzes Jahr lang. Eines Tages stöberte der Putzjunge in meinen Sachen und wäre um ein Haar darauf gestoßen. Ich bin kein sentimentaler Mensch, Herr Ministerpräsident. Das kann ein Unternehmer sich nicht leisten. Also schmiss ich das Ding weg, aber vorher ließ ich mir noch schnell zeigen, wie man scannt – und Sie wissen ja, der Umgang mit Computern ist uns Indern in die Wiege gelegt. Es dauerte bloß ein, zwei Stunden. Ich bin ein Mann der Tat, Sir. Und da ist es auch schon auf meinem Bildschirm, direkt vor meiner Nase:

POLIZEI BITTET UM MITHILFE BEI DER SUCHE  
NACH VERMISSTEM

Die Öffentlichkeit wird hiermit in Kenntnis gesetzt, dass der abgebildete Mann, nämlich Balram Halwai alias MUNNA, Sohn von Vikram Halwai, Rikschafahrer, polizeilich gesucht wird.  
Alter: 25 bis 35. Hautfarbe: Schwärzlich. Gesichtsform: Oval.  
Größe: 1,65 (geschätzt). Körperbau: Dünn, zierlich.

Nun, das stimmt nicht mehr ganz, Sir. Ich meine, die «schwärzliche» Haut kommt immer noch hin – obwohl ich schon halb entschlossen bin, eine von diesen Cremes zur Hautaufhellung auszuprobieren, die ständig auf den Markt kommen, damit wir Inder aussehen können wie Europäer –, aber



der Rest der Beschreibung ist leider völlig unbrauchbar. In Bangalore lebt man ganz gut, Mr Jiabao – schweres Essen, Bier, Nachtclubs, also was soll ich sagen: «dünn» und «zierlich» – ha! Heute bin ich besser in Form. «Dick» und «schmerbäuchig» wäre zutreffender.

Aber damit wollen wir uns nicht aufhalten, wir haben ja nicht die ganze Nacht Zeit. Ich sollte die Sache mit dem zweifachen Namen erklären.

#### BALRAM HALWAI ALIAS MUNNA

Das kam so: An meinem ersten Schultag mussten sich alle Jungen der Reihe nach aufstellen und einzeln an den Lehrertisch treten, damit der Lehrer unsere Namen ins Register eintragen konnte. Als ich meinen Namen nannte, starrte er mich mit offenem Mund an.

«Munna? Das ist doch kein richtiger Name.»

Er hatte recht: Das heißt einfach *Junge*.

«Mehr habe ich nicht, Sir», sagte ich.

Das stimmte. Man hatte mir keinen richtigen Namen gegeben.

«Hat deine Mutter dir keinen Namen gegeben?»

«Sie ist sehr krank, Sir. Sie liegt im Bett und spuckt Blut. Sie hatte keine Zeit, einen Namen für mich auszusuchen.»

«Und dein Vater?»

«Der zieht eine Rikscha, Sir. Der hat auch keine Zeit.»

«Und hast du keine Großmutter? Onkel? Tanten?»

«Die haben auch alle keine Zeit.»

Der Lehrer wandte sich zur Seite und spuckte aus – ein Strahl roter Betelsaft klatschte auf den Boden des Klassenzimmers. Er leckte sich die Lippen.

«Na, dann muss ich es wohl machen, was?» Er fuhr sich mit

der Hand durchs Haar und sagte: «Wir nennen dich ... *Ram*. Moment – haben wir nicht schon einen *Ram* in der Klasse? Da komme ich durcheinander. Dann eben *Balram*. Du weißt doch, wer *Balram* war, oder?»

«Nein, Sir.»

«Das war der Begleiter des Gottes Krishna. Und weißt du, wie ich heiße?»

«Nein, Sir.»

Er lachte. «Krishna.»

Als ich von der Schule nach Hause kam, erzählte ich meinem Vater, dass der Lehrer mir einen neuen Namen gegeben hatte. Er zuckte die Achseln. «Wenn er das will, dann heißt du eben so.»

Von da an war ich also *Balram*. Später legte ich mir natürlich noch einen dritten Namen zu. Aber dazu kommen wir noch.

Aber was ist das wohl für eine Gegend, wo die Leute vergessen, ihren Kindern Namen zu geben? Werfen wir noch einen Blick auf das Plakat.

DER VERDÄCHTIGE STAMMT AUS DEM DORF LAXMANGARH  
IM BEZIRK ...

Wie alle guten Geschichten aus Bangalore beginnt auch meine weit weg von Bangalore. Denn jetzt lebe ich zwar im Licht, aber geboren und aufgewachsen bin ich in der Finsternis.

Aber das bezieht sich nicht auf die Tageszeit, Herr Ministerpräsident!

Ich meine einen Teil Indiens, mindestens ein Drittel des Landes, eine fruchtbare Gegend voller Reisfelder und Weizenfelder, dazwischen mit Lotos und Seerosen überwucherte Teiche, durch die Wasserbüffel waten, welche an den Lotosblüten und Seerosen knabbern. Die Menschen, die in dieser Gegend leben,

nennen sie «Die Finsternis». Sie müssen verstehen, Exzellenz, dass Indien gleichzeitig zwei Länder ist: das Indien des Lichtes und das Indien der Finsternis. Das Meer bringt das Licht nach Indien. Alle Gegenden, die nicht allzu weit vom Meer entfernt liegen, sind wohlhabend. Der Fluss jedoch bringt Indien die Finsternis – der Schwarze Fluss.

Von welchem Schwarzen Fluss aber rede ich – von welchem Fluss des Todes mit Ufern aus schwerem dunklen Schlamm, dessen fester Griff alles, was darin gepflanzt wird, erstickt, erwürgt, verkümmern lässt?

Nun, ich spreche natürlich von Mutter Ganges, Tochter der Veden, Fluss der Lichter, unser aller Beschützerin, welche die Kette von Geburt und Wiedergeburt durchbricht. Überall, wo dieser Fluss fließt, da herrscht die Finsternis.

Was Indien betrifft, Sir, so können Sie beinahe alles, was Sie vom Premierminister über das Land hören, auf den Kopf stellen, dann wissen Sie die Wahrheit. Sie haben sicher schon gehört, dass man den Ganges den Fluss der Befreiung nennt, und Hunderte amerikanischer Touristen kommen nach Hardwar oder Benares, um nackte *Sadhus* zu fotografieren, und so wird unser Premierminister es Ihnen sicherlich auch schildern und Sie dann auffordern, selbst ein Bad darin zu nehmen.

Nein! – Mr Jiabao, ich ersuche Sie dringend, nicht in den Ganges zu steigen, es sei denn, Sie wollen den Mund voll mit Fäkalien, Stroh, aufgedunsenen menschlichen Körperteilen, Büffelkadavern und sieben verschiedenen industriellen Säuren bekommen.

Ich weiß nämlich alles über den Ganges, Sir – als ich sechs oder sieben oder acht Jahre alt war (in meinem Dorf weiß niemand sein genaues Alter), habe ich den heiligsten Ort am Ufer des Ganges besucht – die Stadt Benares. Ich erinnere mich, wie ich als Letzter einer Prozession mit der Leiche meiner Mutter in

der heiligen Stadt Benares die Stufen einer abschüssigen Straße hinab zum Ganges stieg.

Kusum, meine Großmutter, führte den Leichenzug an. Die gerissene alte Kusum! Wenn sie sich freute, rieb sie sich immer die Unterarme, als ob sie ein Stück Ingwer raspelte, nur dass sie dabei statt Ingwer Grinsen produzierte. Sie hatte keine Zähne mehr, aber das machte ihr Grinsen nur noch verschlagener. Sie hatte sich an die Spitze unseres Hauses gegrinst; alle Söhne und Schwiegertöchter lebten in Furcht vor ihr.

Hinter ihr gingen mein Vater und mein Bruder Kishan, die das vordere Ende des Rohrgeflechts trugen, auf dem die Leiche ruhte; meine Onkel, die Munnu, Jayram, Divyram und Umesh heißen, folgten dahinter und hielten das Ende der Trage. Die Leiche meiner Mutter war von Kopf bis Fuß in ein safrangelbes Seidentuch gewickelt und mit Rosenblättern und Jasmingirlanden bedeckt. Ich glaube nicht, dass sie im Leben jemals so etwas Feines getragen hatte. (Ihr Tod wurde so prunkvoll begangen, dass ich sofort wusste, ihr Leben musste elend gewesen sein. Meine Familie hatte offenbar Schuldgefühle.) Meine Tanten – Rabri, Shalini, Malini, Luttu, Jaydevi und Ruchi – drehten sich dauernd zu mir um und klatschten in die Hände, damit ich zu ihnen aufschloss. Ich weiß noch, wie ich die Hände schwang und sang: «Shivas Name ist Wahrheit!»

Wir kamen an einem Tempel nach dem anderen vorbei und beteten zu einem Gott nach dem anderen, dann gingen wir im Gänsemarsch zwischen einem Tempel für den Gott Hanuman und einer offenen Sporthalle vorbei, in der drei Bodybuilder rostige Hanteln stemmten. Ich roch den Fluss, bevor ich ihn sehen konnte: der Gestank verwesenden Fleisches, der zu meiner Linken aufstieg. Ich sang lauter:

«... die einzige Wahrheit!»

Dann war ungeheurer Lärm zu hören: Feuerholz wurde ge-

spalten. Am Rand des *Ghats*, direkt am Wasser, hatte man eine hölzerne Plattform errichtet; darauf lagen dicke Holzscheite gestapelt, die von Männern mit Äxten zerhackt wurden. Die kleineren Scheite wurden auf den Stufen des *Ghats*, die ins Wasser führten, zu Scheiterhaufen aufgestapelt; vier Leichen brannten bereits, als wir ankamen. Wir warteten, bis wir dran waren.

In der Ferne glitzerte eine Insel aus weißem Sand, und Boote voller Menschen hielten darauf zu. Ich überlegte, ob die Seele meiner Mutter wohl dorthin geflogen sei, an jenen leuchtenden Ort inmitten des Flusses.

Ich habe erwähnt, dass die Leiche meiner Mutter in ein Seidentuch gehüllt war. Dieses Tuch wurde ihr jetzt übers Gesicht gezogen; und so viele Holzscheite, wie wir bezahlen konnten, wurden über den Leichnam gehäuft, bis nichts mehr davon zu sehen war. Dann zündete der Priester meine Mutter an.

«Sie war ein braves, stilles Mädchen, als sie in unser Heim kam», sagte Kusum und legte mir ihre schwere Hand aufs Gesicht. «Ich war nicht diejenige, die Streit gesucht hat.»

Ich schüttelte ihre Hand von meinem Gesicht. Ich beobachtete meine Mutter. Als die Flammen die Seide verzehrten, zuckte ein blasser Fuß heraus wie etwas Lebendiges; die Zehen, die in der Hitze bereits schmolzen, rollten sich auf, widersetzten sich dem, was mit ihnen geschah. Kusum schob den Fuß zurück ins Feuer, aber er wollte nicht brennen. Mein Herz fing an zu rasen. Meine Mutter wollte sich nicht vernichten lassen.

Unter der Plattform, wo das Holz gehackt wurde, hatte der Fluss am Ufer einen mächtigen, schleimigen Hügel schwarzen Schlamm angespült. Dieser Buckel war mit Jasmingirlanden, Rosenblüten, Seidenfetzen und verkohlten Knochen übersät; ein bleicher Hund kroch schnüffelnd zwischen den Blütenblättern, Stoffstreifen und Knochen herum.

Ich blickte auf den Schlamm und den gekrümmten Fuß meiner Mutter, und ich begriff.

Der Schlamm hielt sie zurück; dieser massige, schwellende Hügel aus schwarzem Schlamm. Sie versuchte dem Schlamm zu entkommen; ihre Zehen waren angespannt; doch der Schlamm saugte sie ein, saugte sie immer tiefer. Sie war eine starke Frau, auch im Tod noch, doch der Schlamm war so dick, und mit jeder Sekunde, die der Fluss gegen das *Ghat* schwappte, wurde es immer noch mehr. Bald würde sie ein Teil des schwarzen Hügels werden, und der bleiche Hund würde an ihr lecken.

Und da verstand ich es: Das war der wahre Gott von Benares – dieser schwarze Schlamm des Ganges, in dem jeder sterbend versank und verweste, aus dem er wiedergeboren wurde und in den er im Tod wieder versank. Das Gleiche würde mit mir geschehen, wenn ich starb und sie mich herbrachten. Hier wurde nichts befreit.

Ich hörte auf zu atmen. Zum ersten Mal im Leben wurde ich ohnmächtig.

Seitdem bin ich nicht mehr am Ganges gewesen: Den Fluss überlasse ich den amerikanischen Touristen!

... STAMMT AUS DEM DORF LAXMANGARH  
IM BEZIRK GAYA.

Ein berühmter Bezirk – weltberühmt. Auch die Geschichte Ihres Landes ist durch diesen Bezirk mitgeschrieben worden, Mr Jiabao. Sie haben sicherlich von Bodh Gaya gehört – der Stadt, wo der Buddha unter einem Baum saß, seine Erleuchtung fand und den Buddhismus gründete, der sich von dort in die ganze Welt ausbreitete, auch nach China – und wo ist diese Stadt? In meinem Heimatbezirk! Bloß ein paar Kilometer von Laxmangarh entfernt!

Ich frage mich, ob der Buddha wohl je durch Laxmangarh gegangen ist – manche behaupten es. Ich habe das Gefühl, er dürfte eher hindurchgerannt sein – so schnell er konnte –, und als er wieder draußen war, hat er sich nicht umgeschaut!

Ein kleiner Seitenarm des Ganges fließt dicht an Laxmangarh vorbei; jeden Montag kommen Boote aus der weiten Welt und bringen Waren. Das Dorf hat eine Straße; ein glänzender Abwasserstrom teilt sie in zwei Spuren. Zu beiden Seiten des zähen Schleims erstreckt sich der Markt: Drei mehr oder weniger identische Läden verkaufen mehr oder weniger identische verfälschte und abgelaufene Produkte, nämlich Reis, Bratöl, Kerosin, Kekse, Zigaretten und Rohrzucker. Am Ende des Marktes steht ein hoher, weiß gestrichener, kegelförmiger Turm, der von allen Seiten mit umeinander geringelten Schlangen bemalt ist – der Tempel. Darin findet man das Bild einer safrangelben Gestalt, halb Mensch, halb Affe: Das ist Hanuman, der Lieblingsgott aller in Finsternis lebenden Inder. Kennen Sie Hanuman, Sir? Er war der treue Diener des Gottes Rama, und wir verehren ihn in Tempeln, weil er so ein leuchtendes Beispiel für absolut loyale und ergebene Dienerschaft ist.

Mit solchen Göttern sind wir geschlagen, Mr Jiabao. Jetzt verstehen Sie sicher, wie schwer es für einen Inder ist, seine Freiheit zu gewinnen.

So viel zum Ort. Und nun zu den Menschen. Exzellenz, voller Stolz kann ich Ihnen mitteilen, dass Laxmangarh das typisch indische ländliche Paradies ist, ein Dorf mit ausreichender Stromversorgung, fließendem Wasser und funktionierenden Telefonen; und dass die Kinder meines Dorfes, die nährstoffreich mit Fleisch, Eiern, Gemüse und Linsen versorgt werden, sollte man sie mit Maßband und Waage prüfen, den Mindeststandards für Größe und Gewicht genügen würden, welche die Vereinten Nationen und andere Organisationen festgesetzt haben,

deren Vereinbarungen unser Premierminister unterzeichnet hat und deren Kongresse er so regelmäßig und wichtigtuertisch beehrt.

Ha!

Die Strommasten – unbrauchbar.

Die Wasserleitung – gebrochen.

Die Kinder – zu dünn und zu klein für ihr Alter, mit zu großen Köpfen, aus denen lebhaftige Augen leuchten, so groß wie das schlechte Gewissen der indischen Regierung.

In der Tat ein typisches indisches Dorfparadies, Mr Jiabao. Eines Tages muss ich mal nach China kommen und sehen, ob Ihre Dorfparadiese besser sind.

In der Mitte der Hauptstraße schnobern Schweinefamilien im Abwasser nach Nahrung – die obere Körperhälfte eines jeden Tieres ist trocken, die langen Borsten zu Stacheln verfilzt; die untere Körperhälfte ist pechschwarz und glänzend vor Schmutz. Leuchtend rote und braune Federn blitzen auf – Hähne flattern auf den Hausdächern hin und her. An den Schweinen und Hähnen vorbei kommt man zu meinem Haus – wenn es noch steht.

An der Tür steht das wichtigste Familienmitglied:  
die Wasserbüffelkuh.

Sie war bei Weitem die Fettteste in unserem Haus, und so war es auch bei allen anderen Familien des Dorfes. Den ganzen Tag fütterten die Frauen sie mit frischem Gras; das Füttern war ihre Hauptbeschäftigung im Leben. Alle Hoffnungen dieser Frauen richteten sich auf den Leibesumfang der Büffelkuh, Sir. Gab sie genug Milch, konnten die Frauen etwas davon verkaufen, und am Ende des Tages war vielleicht ein bisschen Geld übrig. Sie war wohlgenährt, ihr Fell glänzte, über ihrem haarigen Maul stand eine Ader hervor, so dick wie ein Jungenpenis, und von ihren Lefzen hingen lange, dicke, perlmuttfarbene Speichelfä-



den. Den ganzen Tag saß sie in ihrer ungeheuren Scheiße. Sie war die Haustyrannin!

Wenn man ins Haus hineingeht, sieht man – das heißt, wenn noch welche von ihnen am Leben sind, nach allem, was ich getan habe – die Frauen. Sie arbeiten im Innenhof. Meine Tanten und Cousinen und Kusum, meine Großmutter. Eine von ihnen bereitet das Mahl für die Büffelkuh vor; eine worfelt den Reis; eine hockt neben einer anderen, untersucht deren Skalp und zerquetscht die Läuse mit den Fingern. Ab und zu unterbrechen sie ihre Arbeit, weil es Zeit zum Streiten ist. Das heißt, dass sie sich Metalltöpfe an den Kopf werfen, einander an den Haaren ziehen und sich dann versöhnen, indem sie sich selbst in die Hand küssen und diese dann den anderen an die Wange legen. Nachts schlafen sie beieinander, alle Beine übereinandergeschlagen wie ein einziges Lebewesen, ein Tausendfüßler.

Die Männer und Jungen schlafen gemeinsam in einem anderen Winkel des Hauses.

Früh am Morgen. Überall im Dorf spielen die Hähne verrückt. Eine Hand schüttelt mich wach ... ich schiebe die Beine meines Bruders Kishan vom Bauch, ziehe die Hand meines Cousins Pappu aus den Haaren und mache mich von den anderen Schläfern los.

«Komm, Munna.»

Mein Vater ruft von der Haustür.

Ich laufe hinter ihm her. Wir gehen raus und binden die Büffelkuh von ihrem Pfahl los. Wir führen sie zum Morgenbad – ganz bis zum Teich unterhalb des Schwarzen Forts.

Das Schwarze Fort steht auf dem Hügelkamm oberhalb des Dorfes. Menschen, die andere Länder bereist haben, sagen immer, es sei genauso schön wie alle Bauwerke Europas. Die Türken oder Afghanen oder Engländer oder welche Ausländer zu

der Zeit sonst gerade Indien beherrschten, müssen es vor Jahrhunderten gebaut haben.

(Denn dieses Land Indien ist nie frei gewesen. Zuerst haben uns die Moslems herumkommandiert, dann die Briten. 1947 sind die Briten abgezogen, aber nur ein Trottel käme auf den Gedanken, dass wir dadurch frei wurden.)

Die Ausländer sind längst aus dem Schwarzen Fort abgezogen, und jetzt bewohnt es eine Affenherde. Sonst geht niemand hinauf, außer gelegentlich ein Ziegenhirte, der seine Herde dort grasen lässt.

Bei Sonnenaufgang glüht der Wassergraben, der das Fort umgibt. Steinbrocken aus den Festungswänden sind den Hügel herunter ins Wasser gerollt, und dort liegen sie, feucht glänzend und halb unter Wasser, wie die dösen Flusspferde, die ich viele Jahre später im Zoo von Neu-Delhi sehen sollte. Lotospflanzen und Seerosen treiben auf dem Teich, der silbern glitzert, die Büffelkuh watet hinein, kaut an den Seerosenblättern, und von ihrer Schnauze weg kräuseln sich Wellen in einem großen V. Die Sonne geht über der Büffelkuh, über meinem Vater, über mir und meiner Welt auf.

Es ist kaum zu glauben, aber manchmal vermisse ich diesen Ort.

Aber zurück zum Plakat:

DER VERDÄCHTIGE WURDE ZULETZT IN EINEM BLAU  
KARIERTEN KUNSTFASERHEMD, EINER ORANGEFARBENEN  
KUNSTFASERHOSE UND ROSTROTEN SANDALEN GESEHEN ...

«Rostrote Sandalen» – igitt. So was kann sich bloß ein Polizist ausdenken. Das leugne ich strikt.

«Blau kariertes Kunstfaserhemd, orangefarbene Kunstfaserhose» ... ähm, na ja, die würde ich auch gern leugnen, aber

unglücklicherweise sind die Angaben korrekt. Solche Kleidungsstücke gefallen einem Diener. Und am Morgen des Tages, an dem diese Beschreibung verfasst wurde, war ich noch ein Diener. (Schon am Abend war ich frei – und anders gekleidet!)

Es gibt allerdings einen Satz auf dem Plakat, der mich besonders ärgert – ich gehe also noch mal zurück:

... SOHN VON VIKRAM HALWAI, RIKSCHAFÄHRER ...

*Mr Vikram Halwai, Rikschafahrer – bitte schön! Mein Vater war arm, aber ein Mann von Mut und Ehre. Ohne seinen Rat und sein Vorbild säße ich jetzt nicht unter diesem Kronleuchter.*

Nachmittags ging ich aus der Schule zum Teehaus, um ihn zu treffen. Dieses Teehaus war das Zentrum unseres Dorfes: Jeden Mittag hielt der Bus aus Gaya davor (selten mehr als ein oder zwei Stunden verspätet), und auch die Polizisten parkten ihren Jeep davor, wenn sie ins Dorf kamen, um jemanden zu schikanieren. Kurz vor Sonnenuntergang fuhr ein Mann mit einer sehr lauten Fahrradklingel dreimal um das Teehaus herum. Hinten auf dem Gepäckträger war ein Plakat für einen pornografischen Film befestigt, auf festem Karton geklebt – in keinem indischen Dorf darf das erotische Kino fehlen, Sir. Ein Lichtspielhaus auf der anderen Flussseite zeigte jeden Abend solche Streifen; zweieinhalbstündige Märchen mit Namen wie *Ein wahrer Mann* oder *Wir lasen ihr Tagebuch* oder *Es war der Onkel*, in denen goldblonde Amerikanerinnen oder einsame Damen aus Hongkong auftraten – das ist allerdings nur geraten, Herr Ministerpräsident, denn ich habe mich ja nie den anderen jungen Männern angeschlossen und einen dieser Filme angeschaut!

Die Rikschafahrer parkten ihre Gefährte alle in einer Reihe vor dem Teehaus und warteten auf die Fahrgäste, die der Bus ausspuckte.

Sie durften nicht auf den Plastikstühlen sitzen, die den zahlenden Gästen vorbehalten waren; sie mussten weiter hinten hocken, in dieser gebückt kauernenden Haltung, die allen Dienern überall in Indien eigen ist. Mein Vater kauerte nie – das weiß ich noch. Er stand lieber, egal, wie lange er warten musste und wie unbequem es wurde. Ich fand ihn dort immer ohne Hemd, meist allein, Tee trinkend und nachdenkend.

Dann hupte ein Auto.

Die Schweine und die streunenden Hunde vor dem Teehaus stoben auseinander, der Geruch von Staub, Sand und Schweinekot wehte herein. Draußen war ein weißer Ambassador vorgefahren. Mein Vater stellte seine Teetasse ab und ging hinaus.

Die Tür der Limousine ging auf: Ein Mann mit einem Notizbuch stieg aus. Die normalen Teehausgäste konnten sitzen bleiben, aber mein Vater und die anderen stellten sich der Reihe nach auf.

Der Mann mit dem Notizbuch war nicht der Büffel; er war nur der Assistent.

Im Wagen saß ein weiterer Mann; ein kräftiger Bursche mit Grübchen auf dem kahlen braunen Schädel, einem heiteren Ausdruck auf den Zügen und einer Schrotflinte auf dem Schoß.

*Das war der Büffel.*

Der Büffel war einer der Grundbesitzer von Laxmangarh. Es gab noch drei andere, und alle hatten ihren Spitznamen nach ihrem ganz besonderen Appetit bekommen.

Der Storch war ein dicker Mann mit dickem Schnurrbart, der sich nach unten bog und spitz auslief. Ihm gehörte der Fluss, der am Dorf vorbeifloss, und er holte sich einen Anteil von jedem Fang eines jeden Fischers und nahm Zoll von jedem Boot, das den Fluss in unsere Richtung überquerte.

Sein Bruder hieß der Keiler. Ihm gehörte alles fruchtbare Ackerland ums Dorf herum. Wollte man das Land bebauen,

musste man sich unter seine Füße beugen, den Staub von seinen Sohlen berühren und seine Tageslöhne akzeptieren. Wenn er an Frauen vorbeifuhr, hielt sein Auto; das Fenster glitt nach unten und gab den Blick auf sein Grinsen frei; zwei seiner Zähne, rechts und links von der Nase, waren außergewöhnlich lang, wie zwei kleine Hauer.

Der Rabe besaß das schlechteste Land, die trockenen, staubigen Hügel rund um das Fort, und er ließ sich von den Ziegenhirten, die ihre Herden dort weideten, seinen Anteil geben. Wenn sie das Geld nicht hatten, steckte er ihnen gern seinen Schnabel in den Hintern, daher nannten sie ihn den Raben.

Der Büffel jedoch war der Gierigste von allen. Er hatte sich die Rikschas und die Straßen einverleibt. Wenn man also eine Rikscha zog oder eine Straße benutzte, musste man ihn bezahlen – nicht weniger als ein Drittel vom Verdienst.

Alle vier Großen Tiere wohnten in großen Villen etwas außerhalb von Laxmangarh – im Grundbesitzerviertel. Sie hatten ihre eigenen Tempel auf ihren Grundstücken, ihre eigenen Brunnen und Teiche, und sie kamen nur zur Fütterung ins Dorf. Früher einmal waren die Kinder der vier Großen Tiere auch in eigenen Autos durchs Dorf gefahren; Kusum kann sich noch daran erinnern. Aber nachdem der Sohn des Büffels von den Naxaliten entführt wurde – von denen haben Sie vielleicht gehört, schließlich sind es Kommunisten wie Sie, die Reiche aus Prinzip erschießen –, haben die Großen Tiere ihre Söhne und Töchter weggeschickt, nach Dhanbad oder nach Delhi.

Ihre Kinder waren weg, aber die Großen Tiere blieben und ernährten sich vom Dorf und allem, was darin gedieh, bis für niemanden mehr etwas zum Fressen übrig war. Also verließ der Rest des Dorfes auf Nahrungssuche seine Heimat. Jedes Jahr um die gleiche Zeit versammelten sich alle Männer von Laxmangarh vor dem Teehaus und warteten. Wenn dann die Busse kamen,

stiegen sie ein – bis drinnen alles voll war, dann kletterten sie aufs Dach oder hängten sich an die Seiten – und fuhren nach Gaya; dort eilten sie zum Bahnhof und stürmten die Züge – bis drinnen alles voll war, dann kletterten sie aufs Dach oder hängten sich an die Seiten – und fuhren weiter nach Delhi, Kalkutta oder Dhanbad, um Arbeit zu suchen.

Einen Monat vor der Regenzeit kehrten die Männer aus Delhi, Kalkutta oder Dhanbad zurück, magerer, dunkler, wütender, aber mit Geld in der Tasche. Die Frauen erwarteten sie. Sie versteckten sich hinter der Tür, und kaum waren die Männer eingetreten, stürzten die Frauen sich auf sie wie Wildkatzen auf ein Stück Fleisch. Es gab Geschrei, Geheule und Schläge. Meine Onkel widersetzten sich und schafften es, einen Teil ihres Geldes zu behalten, aber mein Vater wurde jedes Mal bis aufs Hemd ausgezogen. «Die Stadt habe ich überstanden, aber die Frauen meines Hauses überstehe ich nicht», sagte er dann und ließ sich in eine Ecke sinken. Die Frauen gaben ihm erst nach der Büffelkuh zu essen.

Dann ging ich zu ihm und spielte mit ihm: Ich kletterte auf seinen Rücken und fuhr mit der Hand über seine Stirn – über die Augen – die Nase – bis hinab zum Hals, bis zu der kleinen Mulde unterhalb der Kehle. Da ließ ich meinen Finger liegen – das ist immer noch meine liebste Stelle am menschlichen Körper.

Der Körper eines Reichen ist wie ein erstklassiges Baumwollkissen: weiß, weich und ohne Spuren. Unsere Körper sind anders. Das Rückgrat meines Vaters sah aus wie ein knotiges Seil, wie es die Frauen in den Dörfern benutzen, um Wasser aus dem Brunnen zu schöpfen; das Schlüsselbein lief deutlich sichtbar um seinen Hals wie ein Hundehalsband; kleine Schnitte, Risse und Narben zogen sich wie Peitschenspuren über seine Brust und Taille, auch den Rücken hinunter bis über die Hüfte zum

Hintern. Die Lebensgeschichte eines Armen ist ihm mit scharfer Feder auf den Körper geschrieben.

Auch meine Onkel verrichteten Knochenarbeit, aber sie taten das Gleiche wie alle anderen. Jedes Jahr zu Beginn der Regenzeit gingen sie mit ihren schwarz angelaufenen Sicheln auf die Felder und bettelten den einen oder anderen Grundbesitzer um Arbeit an. Dann säten und jäteten sie, ernteten Reis oder Mais. Auch mein Vater hätte neben ihnen arbeiten können; auch er hätte im Schlamm der Grundbesitzer wühlen können, aber er entschied sich anders.

Er entschied sich für den Kampf.

Da ich bezweifle, dass Sie in China – oder in sonst einem zivilisierten Land – Rikschafahrer haben, müssen Sie erst selbst einen sehen. In den feinen Gegenden von Delhi sind Rikschas nicht erlaubt, damit die Ausländer sie nicht sehen und schockiert sind. Bestehen Sie also darauf, ins alte Delhi zu fahren oder nach Nizamuddin – da sind die Straßen voll von ihnen: streichholzdünne Männer, die sich auf einem Fahrradsitz nach vorn beugen und auf ihrem Gefährt eine wohlhabende Fleischpyramide transportieren – irgendeinen dicken Mann mit seiner dicken Frau und all ihren Einkäufen.

Wenn Sie diese Streichholzmänner sehen, denken Sie an meinen Vater.

Er war vielleicht bloß ein Rikschafahrer – ein menschliches Lasttier –, aber er hatte einen Plan.

Und dieser Plan war *ich*.

Eines Tages verlor er zu Hause die Beherrschung und schrie die Frauen an. Das war an dem Tag, als sie ihm erzählt hatten, ich sei nicht in der Schule gewesen. Da tat er etwas, was er bis dahin nie gewagt hatte: Er schrie Kusum an.

«Wie oft habe ich euch schon gesagt, Munna *muss* lesen und schreiben lernen!»

Kusum war zuerst erschrocken, aber nur einen Augenblick lang. Dann schrie sie zurück:

«Dieser Bursche ist von der Schule nach Hause gerannt – was kann ich dafür? Er ist ein Feigling, und er isst zu viel. Lass ihn im Teehaus arbeiten, da kann er ein bisschen Geld verdienen.»

Meine Tanten und Cousinen scharten sich um sie. Ich verkroch mich hinter meines Vaters Rücken, als sie ihm von meiner Feigheit berichteten.

Sie mögen vielleicht nicht glauben, dass ein Dorfjunge sich vor einer Eidechse fürchtet. Ratten, Schlangen, Affen oder Mungos machen mir gar nichts aus. Ganz im Gegenteil – ich liebe Tiere. Aber Eidechsen ... jedes Mal, wenn ich eine sehe, verwandle ich mich anscheinend in ein Mädchen. Mir gefriert das Blut in den Adern.

In meinem Klassenzimmer stand ein riesiger Schrank, dessen Tür immer angelehnt war – keiner wusste, wozu er diente. Eines Morgens öffnete sich knarrend die Schranktür, und eine Eidechse sprang heraus.

Sie war hellgrün, wie eine nicht ganz reife Guave, und züngelte. Sie war mindestens einen halben Meter lang.

Die anderen Jungen bemerkten sie kaum. Bis jemand meine Miene sah. Dann umzingelten sie mich.

Zwei Jungen hielten mir die Hände auf den Rücken und den Kopf fest. Jemand fing das Biest und kam mit übertrieben langsamen Schritten auf mich zu. Die Eidechse gab keinen Laut von sich – nur ihre rote Zunge zuckte aus dem Mund, züngelte hin und her –, und sie kam immer näher. Ich bekam keinen Ton heraus. Der Lehrer schnarchte hinter mir an seinem Schreibtisch. Das Gesicht der Eidechse kam ganz nah an mein Gesicht heran; dann öffnete sie ihr hellgrünes Maul, und zum zweiten Mal im Leben wurde ich ohnmächtig.

Seitdem war ich nicht mehr in der Schule gewesen.



Als mein Vater die Geschichte hörte, lachte er nicht. Er holte tief Luft; ich spürte am eigenen Körper, wie seine Brust sich ausdehnte.

«Kishan habt ihr aus der Schule geholt, aber dieser Junge muss in der Schule bleiben, habe ich euch gesagt. Seine Mutter hat mir versichert, er könnte die Schule abschließen. Seine Mutter hat gesagt –»

«Ach, zum Teufel mit seiner Mutter!», rief Kusum. «Die war verrückt, und jetzt ist sie tot, den Göttern sei Dank. Jetzt hör mir mal zu: Lass den Jungen im Teehaus arbeiten wie Kishan, sage ich dir.»

Am nächsten Tag kam mein Vater mit mir zur Schule, zum ersten und letzten Mal. Es war im Morgengrauen; das Klassenzimmer war leer. Wir drückten die Tür auf. Blaues Dämmerlicht hing in der Klasse. Unser Lehrer war ein großer Betelkauer und -spucker – und sein Auswurf hatte an drei Wänden überm Boden so eine Art rote Tapete gebildet. Wenn er einschlief, meistens um die Mittagszeit, stahlen wir *Paan* aus seinen Taschen, teilten ihn untereinander auf und kauten ihn; dann imitierten wir seinen Spuckstil – die Hände in den Hüften, den Rücken leicht durchgebogen – und spuckten abwechselnd an die drei verschmutzten Wände.

Die vierte Wand zierte ein verblasstes Wandbild des Buddhas, umgeben von Hirschen und Eichhörnchen – das war die einzige Seite, die der Lehrer verschonte. Die riesige Echse von der Farbe einer unreifen Guave saß davor und tat so, als spielte sie wie die anderen Tiere zu Füßen des Buddhas.

Sie wandte uns den Kopf zu; ich sah ihre Augen glänzen.

«Ist dies das Ungeheuer?»

Die Eidechse drehte den Kopf hin und her, auf der Suche nach einem Fluchtweg. Dann warf sie sich gegen die Wand. Es ging ihr genau wie mir: Sie hatte schreckliche Angst.

«Bring sie nicht um, Papa – schmeiß sie einfach aus dem Fenster, bitte!»

Der Lehrer lag in einer Ecke, schnarchte laut und stank nach Fusel. Neben ihm stand der Palmweinkrug, den er letzte Nacht geleert hatte – mein Vater hob ihn auf.

Die Eidechse lief los, mein Vater den Krug schwingend hinterher.

«Bring sie nicht um, Papa – bitte!»

Aber er wollte nicht hören. Er trat gegen den Schrank, die Eidechse schoss heraus, wieder jagte er sie, zerschlug alles, was ihm in die Quere kam, und schrie dabei: «Hiijaa! Hiijaa!» Er schlug mit dem Krug nach der Echse, bis der Krug zerbrach. Er brach ihr mit der Faust das Genick. Er zertrampelte ihr den Kopf.

Der beißende Geruch zertretenen Fleisches stieg auf. Er hob die tote Eidechse vom Boden und warf sie aus der Tür.

Dann setzte sich mein Vater hin und lehnte sich keuchend an das Wandbild des von sanften Tieren umgebenen Buddhas.

Als er wieder zu Atem gekommen war, sagte er: «Mein ganzes Leben bin ich wie ein Packesel behandelt worden. Ich will doch bloß, dass einer meiner Söhne – wenigstens einer – wie ein Mann leben kann.»

Was das bedeutete, wie ein Mann zu leben, war mir nicht klar. Ich dachte, es hieß vielleicht, so zu leben wie Vijay, der Busfahrer. Der Bus hielt eine halbe Stunde in Laxmangarh, die Fahrgäste stiegen aus, und der Busfahrer stieg von seinem Sitz, um einen Tee zu trinken. Wir alle, die wir im Teehaus arbeiteten, blickten zu diesem Mann auf. Wir bewunderten seine Khakiuniform von der Busgesellschaft, seine silberne Pfeife und die rote Kordel, mit der sie an seiner Hemdtasche befestigt war. Alles an ihm schien zu sagen: Er hatte es geschafft.

Vijay stammte aus einer Familie von Schweinehirten, und das

hieß aus der niedrigsten aller Kasten, und doch hatte er es zu etwas gebracht. Irgendwie hatte er sich mit einem Politiker angefreundet. Die Leute sagten, er hätte sich von dem Politiker den Schnabel in den Hintern stecken lassen. Was auch immer nötig war, er hatte es getan: Er war der erste Unternehmer, den ich kannte. Jetzt hatte er einen Job und eine silberne Pfeife, und wenn er darauf pfi – kurz vor Abfahrt des Busses –, drehten alle Jungen im Dorf durch und rannten hinter dem Bus her, schlugen gegen das Blech und bettelten darum, mitfahren zu dürfen. Ich wollte wie Vijay werden – ich wollte eine Uniform, einen Lohnscheck, eine glänzende, durchdringende Pfeife und dass die Leute mich ansahen und dachten: *Wie wichtig er aussieht.*

Schon zwei Uhr morgens, Herr Ministerpräsident. Bald muss ich für heute Nacht Schluss machen. Ich will noch einmal den Finger auf den Bildschirm legen und nachschauen, ob auf dem Plakat weitere wichtige Informationen zu finden sind.

Ein paar uninteressante Einzelheiten lasse ich aus ...

---

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)